



Berliner Ostermarsch 2015

FOTO: CHRISTIAN MANG

75 AUSGABEN* FÜR 75 EURO.

* ENDET AUTOMATISCH. JETZT VERSCHENKEN ODER BESTELLEN UNTER:

jungewelt.de/75
Abotelefon: 0 30/53 63 55-80

75
 jungewelt



Ja, ich möchte 75 Ausgaben der Tageszeitung *junge Welt* im Aktionsabo Print für 75 Euro bestellen.

Das Abo ist für mich zum Verschenken

Frau Herr iW

Vorname

Name

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon E-Mail

Das Abo soll am beginnen (spätester Lieferbeginn 19. Februar 2022). Bestellbar bis zum 12.2.2022.

Die *junge Welt* bitte liefern an:

Frau Herr

Vorname

Name

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon E-Mail

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich die Verlag 8. Mai GmbH zwecks einer Leserbefragung zur Qualität der Zeitung, der Zustellung, zur Fortführung des Abonnements und zu Verlagsangeboten kontaktiert. Dieses Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen (per E-Mail: abo@jungewelt.de oder per Post: Verlag 8. Mai GmbH, Aboservice, Torstraße 6, 10119 Berlin). Der Verlag garantiert, dass die Daten ausschließlich zur Kundenbetreuung genutzt werden.

Das Abo bezahle ich per Rechnung.

Das Aktionsabo ist pro Jahr nur einmal pro Haushalt bestellbar und endet nach drei Monaten automatisch. Sie müssen es nicht abbestellen. Lieferung ins Ausland zzgl. 39,30 Euro. Diese Bestellung kann ich binnen 14 Tagen nach Erhalt der ersten Ausgabe bei der Verlag 8. Mai GmbH schriftlich widerrufen.

Datum/Unterschrift

Coupon einsenden an: Verlag 8. Mai GmbH, Aboservice, Torstraße 6, 10119 Berlin. E-Mail: abo@jungewelt.de



Als Abopremie erhalte ich den Kalender »Viva la Habana 2022«, Die Prämie geht an den Besteller.

Ich verzichte auf eine Prämie

Unheimlich porös

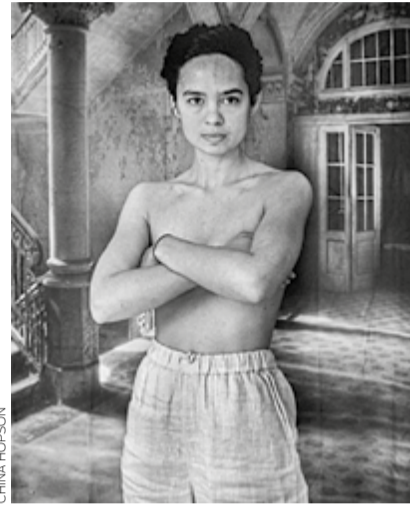
Ahnenschau: Die Performancekünstlerin Esther Siddiquie schlüpft in nachgestellten Fotos in die Rollen ihrer Vorfahren.

Von Hannes Klug

Die Tänzerin, Choreographin und Performancekünstlerin Esther Siddiquie kennt ihren Großvater nur von Fotos. Eines davon hat sie ihre ganze Kindheit und Jugend über begleitet: ein beeindruckendes Porträt, auf dem er in einer antiken Säulenhalle die Arme vor dem nackten Oberkörper verschränkt. Es hing in Bochum im Wohnzimmer ihrer Eltern, wo es in den Jahren ihres Heranwachstums stets eine geheimnisumwitterte Aura umgab. Erst sehr viel später fand sie heraus, dass für dieses Bild im Hintergrund eines Fotostudios eine Leinwand aufgespannt worden war. Aufnahmen wie diese kündeten in Pakistan, wo der Porträtierte als Ingenieur gearbeitet hat, aber auch Ringer war, von hohem gesellschaftlichen Status und symbolisierter Männlichkeit – nicht nur durch die imponierende Körperhaltung, sondern auch durch die imperiale Architektur.

Wenn die 31jährige nun in die gleiche Rolle schlüpft und diese Aufnahme aus dem Familienarchiv in einer identisch übernommenen Machopose nachstellt, überlagern sich männliche und weibliche Identitäten mit neuer Fragilität. Esther Siddiquie reist physisch in die Vergangenheit, indem sie sich auf eine familiäre Spurensuche begibt und das Ergebnis in einer Momentaufnahme festhält. Sie forscht ihren verschütteten Wurzeln nach und tritt, wie sie sagt, in einen Dialog mit ihrer Geschichte. Sie versuche, so erläutert sie im Gespräch mit *junge Welt*, durch das Reenactment alter Familienfotos »die Vergangenheit zu berühren« und einen Teil ihrer Herkunft zu bewahren. Eine Auswahl der Bilder, die in Zusammenarbeit mit der Fotografin China Hopson entstanden sind, ist jetzt unter dem Titel »Archive of Myself as my Ancestors« großformatig im Bochumer »Atelier Automatique« ausgestellt.

Esther Siddiquie hat nach dem Tod ihres Vaters, eines Dokumentarfilmers, nicht nur dessen Archiv geerbt,



Identitäten überlagern sich mit neuer Fragilität: Esther Siddiquie reinszenierte Familienfotos

sondern auch jede Menge Schnappschüsse aus dessen Familienalbum, die sie zuvor nie gesehen hatte. Shabbir Siddiquie war 1971 als Student während des Bürgerkriegs aus Chittagong im heutigen Bangladesch geflohen. Mit dem Sichten seines Nachlasses begann dann für die Tochter eine intensive Auseinandersetzung mit einem unbekanntem Teil ihrer Geschichte und einem ihr fremden Land – eine virtuelle Reise in das Leben ihrer Vorfahren. Esther Siddiquie, 1990 in Bochum geboren, ist ihrem Selbstverständnis nach als Deutsche aufgewachsen. Ihr stellte sich die Frage, welche Herausforderung an ihre eigene Identität in den gefundenen Bildern verborgen lag, erzählt sie.

Die Inszenierung gehört zu fotografischen Selbstdarstellungen immer dazu. Das war vor hundert Jahren nicht anders als bei heutigen Selfies, die das abgebildete Subjekt jeweils in dessen bestmöglicher Version erscheinen lassen sollen. Die den Originalen möglichst ähnlichen Motive für die nachgestellten Fotos haben Siddiquie und Hopson an Schauplätzen im Ruhrgebiet gefunden. In Haltung und Mimik tritt die Fotografierte nicht nur in die

Körper ihrer Vorfahren ein, sondern transportiert deren Erfahrung in die jetzige Welt. So überlagern sich Ebenen, die zwischen damals und heute hin und her zu fließen scheinen: Es sind Bilder über Desorientierung und Einsamkeit, über Selbstbehauptung, Migration und das Leben in der Diaspora, über den Stolz des Augenblicks, in dem ein beliebig wirkender Schauplatz auf einer Bank, vor einem Boot oder einem Stapel gefällter Bäume bedeutend wird und eine Situation unerwartet zum geschichtlichen Dokument gerinnt.

Man sieht den Bildern an, wie detailliert die Künstlerin, die hier spielerisch und zugleich äußerst ernsthaft in sehr persönliche Rollen eintaucht, an ihren Performances gefeilt hat, die eine imaginäre Erinnerung in einer einzigen Pose verdichten. Ihr Blick ist herausfordernd in die Kamera gerichtet, er spiegelt das Sehen ebenso wie das Gesehenwerden. Traumgleich erzählen Siddiquies und Hopsons Fotos auf verblüffende Weise von vergangenen Leben, die geisterhaft sichtbar werden, indem die Künstlerin selbst zum Resonanzkörper der Bilder ihrer Ahnen wird.

Die Originalaufnahmen sind in der Ausstellung nicht zu sehen. Esther Siddiquie hält sie aus Respekt vor der Privatsphäre ihrer Familie bewusst zurück. Das ist ein großes Glück, denn so gibt die Präsentation den nachgestellten Motiven keinen Referenten bei, und die einander überlagernden Bedeutungsschichten erschöpfen sich nicht in vergleichender Nachahmung. Statt dessen wird die Zeit in diesen Aufnahmen auf unheimliche Art porös. Leben und Tod durchdringen einander, bilden Schleifen und sind in Siddiquies und Hopsons poetischen Versuchsanordnungen nicht mehr eindeutig voneinander geschieden.

■ »Archive of Myself as my Ancestors«, Atelier Automatique Bochum, bis 24.1.

Ulrich, Decho, Podehl, Alex ■ Jubel der Woche. Von Jegor Jublimov

Vor zwei Monaten hatte beim Cottbuser Filmfestival ein Streifen mit Rudolf Ulrich deutsche Premiere, und dabei wäre am Montag sein 100. Geburtstag gewesen. Der Defa-Schauspieler, der 1997 starb, hatte in einer seiner letzten Rollen 1988 in der internationalen Produktion »Wir bleiben treu« den Vater zweier Brüder gespielt, die in der Nazizeit auf verschiedenen Seiten standen. Der Film war in der Sowjetunion und in Polen auf die Leinwand gekommen, jedoch nicht in DDR und BRD. Ulrichs Filmkarriere begann 1957 mit einem anderen Antikriegsfilm, Kurt Jung-Alsens Franz-Fühmann-Adaption »Betrogen bis zum jüngsten Tag«, die 1957 auch in Cannes Aufsehen erregte. Derselbe Regisseur verschaffte Ulrich 1961 große Fernsehpopularität, als er ihn in dem ersten »Straßenfeger«, »Der Ermordete greift ein«, einen Mörder spielen ließ. Fortan trat er in unterschiedlichen Charakterrollen auf, bis er nach nicht genehmigten

Aufnahmen in Jugoslawien ab Mitte der 70er Jahre weniger beschäftigt wurde, aber beim »Polizeiruf 110« oder in Literaturadaptionen wie »Der Streit um des Esels Schatten« (1989/90) markante Nebenrollen übernahm.

In dieser Satire nach Christoph Martin Wielands Roman »Die Abderiten« spielte auch Fritz Decho seine einzige Hauptrolle in einem Kinofilm. Er war schon 1953 von Martin Hellberg zur Defa geholt worden. Der Schauspieler hatte sich als Regisseur in der literarischen Kleinkunst überregional einen Namen gemacht und war in komödiantischen Rollen neben Manfred Krug oder in Märchen ein oft überdrehter Adliger. In »Dornröschen« (1971) als Haushofmeister schlug er allerdings kritische Töne gegenüber dem Herrscher an. Er starb 2002 und wäre am Dienstag 90 geworden.

Der Kinderfilm war auch die Domäne von Peter Podehl, der 2010 starb und am Montag 100 Jahre alt geworden wäre. Er hatte zusammen mit

Regisseur Wolfgang Staudte 1953 den Märchenfilm »Die Geschichte vom kleinen Muck« geschrieben. Nachdem ihn die Defa verärgert hatte, zog er 1955 nach München, wo er bald im Kinderprogramm der ARD unentbehrlich wurde. Er entwickelte und inszenierte beispielsweise die Sendungen um den Hasen Cäsar, die Serie »Lemmi und die Schmöker« für Leseratten und die Sendereihe »Hallo Spencer«.

Märchenfilme? Nicht bei Hildgard Alex! In ihrer langen Zeit an der Volksbühne spielte sie als Charakterdarstellerin u. a. in Stücken von Heiner Müller und Christoph Hein. In den über 70 Fernsehfilmen, begonnen 1968 mit der Scholochow-Adaption »Die Sanften vom Don« (1968) bis zu Episodenrollen bei »Soko Wismar« (2006, 2012) hat sie bis ins Alter die erotische Verführerin gegeben, oft in den Reihen »Polizeiruf 110« und »Der Staatsanwalt hat das Wort«. Natürlich hat sie, die am Freitag 80 wird, auch für Kinder gearbeitet – das allerdings, zur Freude aller, im Hörspiel!